



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hohen kräftigen Gestalt, und auch der feste, ernste Ausdruck seines Gesichtes eignete sich ausnehmend für einen höhern Officier.

Er hat die großen Leiden und geringen Freuden der kleinen schleswig-holsteinischen Armee getreulich bis zu ihrer gezwungenen Auflösung getheilt. Hätten die Diplomaten uns vergönnt, wenigstens noch eine große Feldschlacht gegen die Dänen zu schlagen, wie es der sehnlichste Wunsch des Heeres war, so hätten wir den Major von Gagern vielleicht auch noch avanciren gesehen, was uns Officieren wenigstens große Freude gemacht hätte. Das Schicksal wollte es anders. Ruhig, in ernster, würdevoller Haltung, ohne den mindesten Exceß irgend einer Art, der seine militärische Ehre hätte beslecken können, ebenso wie es sich gebildet, löste das schleswig-holsteinische Heer sich wieder auf, und Herr von Gagern konnte auf sein heimathliches Landgut zurückkehren.

Wenn die strenge Muse der Geschichte einst mit lauter Stimme kommenden Geschlechtern die jetzige Zeit, große Erbärmlichkeit und tiefe Schande, verkündet, wird sie unter den Männern von Bedeutung, die ihren Schild rein und glänzend erhalten haben, auch Gagern als einen der besten nennen, und außer seinen Talenten und seinem Wissen, die er mit vielen Andern theilen mag, wird sie unseren Enkeln auch sein warmes Herz rühmen und sprechen: der Mann war sehr ehrlich und treu.

Ein früherer schlesw.-holst. Officier.

W o c h e n s c h a u .

Wandereien aus München. — Wir dürfen uns wieder drei und dreißigfach anders verletzt empfinden in unsern Nationalgefühlen — welche Errungenschaft des Jahres 1851! Glauben Sie ja nicht, daß ich mit diesem Jubel, der deutschen Reform neuen Stoff zu flammenden Artikeln gegen die Lust der Rothen an der allgemeinen Zersplitterung geben will. Nein, ich bin vielmehr ein so wohlgeschulter Patriot, daß ich mich in Baden karlsruhisch, im einen Hessen darmstädtisch, im andern sogar kaffelisch, im dritten homburgisch empört fühlen kann, wenn reisende Franzosen und namentlich Russen nicht einmal die Residenzen unserer Vaterländer für ordentliche Städte gelten lassen wollen. Von den Engländern läßt man sich so etwas eher gefallen; ihre göttliche Selbstschätzung erlaubt ihnen ja auch keine rechte Anerkennung für Paris und Petersburg. Aber bei den Franzen und Moskowitern — gewiß, da ist's bloß Misgunst, wenn sie behaupten: eigentliche Städte gäbe es in Deutschland nur drei, Hamburg, Berlin und Wien. Hamburg gefällt beiden ganz besonders, vielleicht weil es beinah englisch ist; Wien ist namentlich ein Liebling der Franzosen, vielleicht weil's für Rußland recht gelegen. Und Berlin Es ist eine ganz passable Stadt dies Berlin, von wo aus sich eine schöne continentale Demarcationslinie südwärts über Wien und nordwärts über Hamburg ziehen ließe. Wenn's nur nicht so ganz unbefangenen preußisch wäre und außer-

dem bloß deutsch. Ueber die andern Städte in der deutschen West- und Osthälfte wird man wahrscheinlich gar keine Einzeldebatten nöthig erachten, falls einmal das europäische Gleichgewicht zur Wahrheit gemacht wird, wie ehemals durch den alexandrinisch-napoleonischen Freundschaftsbund — das heißt wenn Deutschland von der Karte verschwindet, was ja doch letzter und eigentlicher Inhalt der Gleichgewichtsprojecte ist. Dagegen werden jene drei Städte unsern Freunden in Paris und Petersburg noch viel Kopfzerbrechen kosten, figürlich und buchstäblich. Darum calculiren wir kluge Politiker, in ihnen liege die schöne Garantie für den Bestand eines Deutschlands, worin wir trotzdem wieder ungenirt dreiunddreißigfach anders patriotisch gesinnt sein können, während allmählich unsere Kriegsfahnen und Kriegsmänner die drei deutschen Farben fallen lassen, um dem speciell heimathlichen Bicolor den gehörigen Platz einzuräumen. Ja gewiß — das ist die selbstgefällige Zuversicht des echten deutschen Mannes — sogar der präsidirende Prinz-Regent Frankreichs läßt es nicht zu, daß ganz Deutschland kosakisch werde, wie sein Dunkel gewahrsagt hat. Selbst auf die Gefahr hin, den elyseischen Hofhalt einschränken zu müssen, wird er gegen solche Gelüste Rußlands — eine Heerschau halten. Nebenbei gesagt, fragt sich's auch noch, ob die keineswegs undeutlichen Verdächtigungen wahr sind, daß ein unerklärbarer Aufwand aus östlichen Quellen genährt werde. Die ehrenwerthe vom Dr. Veron so erhabenen Styles gebrandmarkte „Coalition“ denkt gar nicht daran, daß Rußland die Silberausfuhr (ausgenommen je 15 Rubel Silber) neuerdings wieder verboten hat, daß das Gold entwerthet ist und daß der Schatzmeister der Peter-Pauls-Citadelle die französischen Rentenbriefe von 1847 höchst nothwendig braucht, um sie an jedem 20. August als Baargeld zu den Rubelmillionen des Reservefonds zu zählen.

Doch wohin führen mich patriotische Phantasten über unsere nationale Zukunft! So geht's uns Deutschen, wenn wir von Deutschland reden wollen. Und zwar nicht nur in München, obgleich es da verzeihlich wäre, wenn sich in einen patriotischen Gedankengang Petersburg, Paris und London mischt. Nicht etwa deshalb, weil der bairische Graf Cetto bekanntlich schon 1848 in London gegen das Project „Preußen in der deutschen Einheitsfrage an die Spitze zu stellen“ die englische Einsprache provocirte; auch nicht deshalb, weil Graf Lerchenfeld-Rösering 1849 bei den Vorverhandlungen über die Unionsfrage in Berlin seinen Austritt aus den Conferenzen wesentlich mit der Besorgniß motivirte, daß man ja noch gar nicht wisse, wie sich Frankreich und England dazu verhalten würden; endlich nicht darum, weil man 1850 vor dem Februar-entwurf des Hrn. v. d. Pfordten in Petersburg früher als an den verbündeten deutschen Höfen unterrichtet gewesen zu sein scheint. Gegen alle solche Reminiscenzen verwahre ich mich mit tugendhafter Entrüstung. Bloß darum denkt man in München vorzugsweise leicht an unsere auswärtigen Residenzen, weil hier ein ganz besonders starker Zusammenfluß jener nichtdeutschen Ausländer stattfindet, denen es außer Wien, Berlin und Hamburg keine Städte in Deutschland gibt. In München lebt man nämlich wirklich wohlfeiler, als in London und Petersburg, ja selbst als in Paris. Und trotzdem behaupten jene Gäste, eine Residenzstadt sei München eigentlich nicht, höchstens eine behagliche Sommerresidenz, wie Zarskoe Selo oder Getschina, Fontainebleau oder St. Cloud.

Bekanntlich trägt der deutsche Mann den Sinn für Freiheit nur in der Tiefe des Gemüthes. Wir Münchener bedürfen, um gehorsam zu schweigen, gar nicht der Erinnerung, daß an unserer Atmosphäre ein Ministerium Wendtland schwebt. Natürlich nur für den

Fall, wenn man in Dresden weder die v. d. Pfordten'sche Großmacht anerkennen, noch die eventuell bereitgehaltene Erklärung des Hrn. Dönniges annehmen möchte, daß Baiern sich auf seine frühere Stellung zur deutschen Centralgewalt zurückziehen werde. In dieser anerkannte und vollzog es lediglich diejenigen Bundesschlüsse, welcher seiner Landesverfassung nicht zuwiderliefen. Bundesrechtlich war dies allerdings nicht; man könnte es sogar revolutionär nennen, wenn man den Ausspruch des Hrn. v. d. Pfordten darauf anwenden wollte: „conservativ ist allein, wer anerkennt, daß das Bundesrecht besteht, wer sich dazu nicht entschließen kann, mag das mit sich abmachen, er gestehe aber, daß er ein Revolutionär ist.“ Denn mit der Anerkennung allein ist's nicht abgethan; man muß auch die praktischen Consequenzen erfüllen. Aber eine bequeme, ungenirte Stellung war's. Bekäme man sie jetzt zur Forderung deutscher Einheitskraft nicht wieder, so wäre die Berufung des Hrn. v. Wendtland ein Notabene für die deutschen Bundesgenossen, wohin der Patriotismus rettend greift. Vielgenannter Hr. v. Wendtland blieb nämlich bairischer Geschäftsträger in Paris, als einmal die Idee von Einziehung der Einzelgesandtschaften beinah zur Ausführung gekommen wäre; und er wurde zum außerordentlichen Gesandten daselbst befördert, nachdem die Kammerbeschlüsse von 1850 einen Abstrich an dem Botschafterbudget mit dem Bemerkten gemacht hatten, hier könne viel Geld gespart werden. Ob diese Ernennung mehr persönliche, oder antiparlamentarisch-demonstrative Bedeutung hatte, ist trotzdem nicht entschieden. Genug, das Publikum würde in einer Berufung des Hrn. v. Wendtland das Symptom eines innigen Anschlusses an Frankreich erblicken, geradso wie es in den jüngsten Schriftstellerausweisungen durchaus keine bairische Selbstständigkeit, sondern den verspäteten Erfolg österreichischer Wünsche muthmaßt. Beschränkter Unterthanenverstand!

Das Publikum kümmert sich jetzt überhaupt wenig um politische Entwicklungen und Muthmaßungen. Es ist Carnevalszeit und dies Jahr sogar Schöffertanz dazu. Die Leute möchten gern unbefangen lustig sein. Ja, sie vergäßen um diesen Preis selbst gern die Cancans aus dem Anfange des Winters. So z. B. jene eigentlich alten, sogar vormärzlichen Geschichten von der Sängerin L. auf dem Theaterplatz in B.; von ehemals liberalen Professoren, welche trotzdem zum Schweife des in Würzburg heiter aber exclusiv hofhaltenden fränkischen Adels gehörten, beinah eben so exclusiv, wie die Münchener Hochtorys. Dann von der Entsetzung eines Gesandten, weil seine Frau eine andere Frau unter ihrem früheren Titel in der Gesellschaft vorgestellt hatte. Aber wenn das Publikum auch diese Cancans fallen lassen möchte, so kommt deshalb doch der Carneval nicht so zu Stand, wie man ihn früher zu feiern gewohnt war. Gesellschaften und Ballfeste gibt's freilich genug. Doch wie in Wien die großen Maskeraden in den Redoutensälen recht eigentlich der Concentrationspunct aller Carnevalslust sind, so waren es hier Streck's maskirte Academien im Odeon; im höhern ästhetischen Sinn die Künstlermaskenfeste. Die erstern dürfen nicht mehr stattfinden — man sagt, des polizeilichen Sittlichkeitsgefühls halber; das wunderschöne Künstlermaskenfest ist wahrscheinlich für immer verschwunden — aus Mangel an Theilnahme. Außerdem beginnt der Polizeidirektor (— man bezeichnet ihn als möglichen Minister des Innern unserer Zukunft —) eine ehrwürdige Verordnung aus dem vorigen Jahrhundert wieder in Kraft zu setzen, wonach keinem Wirths erlaubt ist, ohne besondere Genehmigung öfter als zweimal monatlich Ball abzuhalten. Neulich hätte eine polizeiliche Ballsaal-Räumung sogar beinahe zu märzlichen Demonstrationen Veranlassung gegeben; indessen blieb's noch

beim Geschrei. So klagen denn die Leute, hoch und niedrig, sie könnten kein Vergnügen finden; und wo sie's finden könnten, stellen sie sich verstimmt ein. An Fremden ist freilich kein Mangel; wohl aber an den rechten Fremden, an jener heitern, erregenden, schaffenden Jugend, welche ehemals den belebenden Kern des öffentlichen Gesellschaftswesens bildete. Die Künstler — wie man sie mit dem Collectivnamen bezeichnet — strömen nicht mehr hier zusammen, um neben dem Schaffen und Lernen auch zu leben und zwar heiter, anmuthig, schön zu leben. Sie sind an und für sich durch die eben verflossenen Jahre aus der frühern Sorglosigkeit gedrängt worden, und mancherlei kam hinzu, um selbst den frühern Zusammenhang Aller mehr und mehr zu lockern. Es ist ihnen gegangen wie andern Orts den Studenten: die sorglose Romantik ihres Daseins floh und sie haben von der großen Weltbewegung nichts eingetauscht, als alle Schmerzen und kleinen Leiden prosaischer Ernüchterung. Sie sind alt geworden, wie ihre Väter, arbeitsam, wie ihre strickenden Mütter. Und die nicht stricken mögen, zogen hinaus aus den ehemaligen Tempelhallen, wo sie dichtend malen, malend dichten konnten, ohne ängstlich Buch und Rechnung über Soll und Haben zu führen. Das aber waren eben Jene, welche dem Carneval und aller öffentlichen Lust heiterschönen Sinnreichtum, hellenische Anmuth verliehen. Als sie im Herbst des verflossenen Jahres den bedeutungsvollsten Festzug, welchen dankbare Liebe und gedankenvoller Schönheits Sinn zusammenstellen kann, an dem greisen Könige unter dem Riesenbilde Bavaria's vorbeiführten, war's, als ob eine schöne Epoche Münchens im Bewußtsein ihrer Erfüllung Lebwohl auf immer sagte. Vorher aber war die neue Zeit mit blinkenden Kürassen, spiegelblanken Kanonen, glitzernden Helmen und wohlgebürsteten Röcken zum fertigen Siegesthor hereingezogen, um in die hessischen Defilées und auf das Schlachtfeld von Bronzell zu eilen — vorüber an der Hanauer Wahlstatt.

Wie wird man doch so ernst, wenn man vom Carneval reden möchte? Der Maskencarneval in seiner alten Herrlichkeit ist vorüber und der Mummenschanz der Schaffler ist über alle Maßen langweilig und mattherzig. Wer glaubt heut daran, daß München sich einmal an diesen Gestalten von der Pest gesund gelacht hat? Zu was brauchen wir es auch zu glauben? Die Zeit hat uns von der Pest loscivilisirt; wir bekommen nur noch die Grippe. An dieser stirbt sich's nicht erschreckend und grauenvoll, man wird nur todtmatt und elend davon, mitunter freilich bis zur Schwindsucht. Ob damit auch zusammenhängt, daß alle Münchener Volksfeste wieder in jenen Grippezustand geriethen, wie vor ihrer Wiederbelebung durch König Ludwig? Im Augenblicke mag ich es nicht beantworten. Dazu paßt eine andere ernstere oder heitere Stunde. Daß aber die Geselligkeit Dessen, was sich hier „Gesellschaft“ nennt, dafür keinerlei Ersatz zu bieten vermag, ist eben so gewiß. — Es gibt viel haute volée, und man rechnet sich namentlich in der Bureaucratie weit herunter zu den Hohen. Das ist möglich, weil München nur Residenz und ein wohlfeiler Ort ist. Allein Baiern hat auch noch viel alten Reichsadel und eine Reichsrathskammer mit lauter reichen Mitgliedern — einige verarmte ausgenommen. Sie zahlen zwar keine Capitalrenten- und Einkommensteuer von ihren außerhalb Baiern gelegenen Besitzungen und Einkünften, doch rechnen sie diese zu ihrem reichsräthlich notwendigen Besitz. Auch verzehren sie ihre Renten gern in München, weshalb vielleicht möglich wurde, jene exceptionelle Stellung unter den Besteuernten in das Gesetz zu verbessern. Echte Münchener wurden sie trotzdem nicht. Diese Crème de la crème ist selbst der „Gesellschaft“ gegenüber exclusiv.

Streng genommen bildet sie auch allein eine wirkliche Gesellschaft, während die Andern nur Gesellschaften geben. Wo man aber blos in Gesellschaften, nicht in der Gesellschaft lebt, da geht ein grauer Geist unabwendbar durch die Zimmer — nicht gerade in Schlafrock und Pantoffeln, aber in engen Glacéhandschuhen und brennenden Lackstiefeln. Warum? Weil eben auch die Männer dieser Gesellschaftssphäre gewohnt sind, den Abend im Wirthshaus bei einigen „Salben“ im bequemen Kneipanzug zu sitzen, fern von den Frauen, ohne Gewohnheit gegenseitiger Beziehungen und Rücksichtnahme. Ob nun daher der ministerielle Zorn gegen Glacéhandschuhe und Lackstiefeln stammt, ist nicht bekannt. Fatal ist's immer, wenn's wahr ist, daß die Crème de la crème ihre Einladungskarten zu den weitreichendsten Routs, und selbst nur zu solchen, nicht in die Ludwigsstraße, sondern in's Ministerium des Aeußern sendet. An demselben amtlichen Orte ward auch vor Kurzem jenes erste große Ballfest abgehalten, welches außer allerlei officiellen Personen die „allerhöchsten Herrschaften“ mit ihrer Gegenwart beehrten. Aber Herr Dönniges war trotzdem schon zum Nachfolger bei dem Dresdener Congreß bestimmt. Auch war alle Wuth der jetzt so diensteifrigen Organe des Ultramontanismus umsonst. Herr Dönniges wurde Legationsrath und Herr v. d. Pfordten selber mußte seine Instructionen ausarbeiten. Die Exclustiven der Exclustiven aber lächelten, als sie von dem officiellen Ballfest im zweiten, deshalb neu eingerichteten Stockwerk des Palastes am Promenadeplatz nach Haus fuhren; und sie sind mitunter recht kluge Leute, die sich schon Fragen an das künftige Jahr erlauben. Sie haben vielleicht nichts gelernt, aber noch gewisser nichts vergessen.

Kunstklagen aus Prag. — Unserer Kunst war die Luft der letzten Jahre zu rauh, und lange Zeit wohlwollender Pflege wird es bedürfen, um das künstlerische Schaffen wieder zu beleben.

Im Jahre 1848, als die Sturmvögel in den Lüften zu kreischen begannen, trat die ganze Schaar der Kunstjünger Prags unter Waffen, und bildete ein gesondertes Corps zum Schutze der Kunstdenkmale, wie man anfangs dachte, das doch nur zum Bändigen der Krawalle verwendet wurde, wie sich später ergab. Maler, Schauspieler und Dichter waren unter einer Fahne versammelt. Die nationale Spaltung entzweite auch den Künstlerverein. Die Jünger der bildenden Kunst trennten sich in feindliche Lager, sie fingen an zu politisiren und Opposition zu machen. Leider wollte man sie durch Strenge zu schnell in Ordnung bringen, da zogen sie fort, und die Ateliers der Malerakademie stehen verödet, nur Wenige sind zurückgeblieben, und malen auf Befehl, ohne Liebe, ohne Begeisterung.

Ich verkenne nicht das Tadelnswerthe in der Richtung der Kunstjünger, übersehe aber eben so wenig das Tadelnswerthe in der Leitung der Kunstanstalt, welche der wunderlichen Aufregung zum Troß gerade in der Künstlerakademie den vormärzlichen Schulbafel der Strenge zu schwingen versuchte, während dieser damals allen übrigen Schulmeistern aus der Hand gefallen war. Die Akademie steht verödet, sie hat jetzt zwar einen Director und Protector, aber beinahe keine Schüler. Möge der künftige Director (sobald der gegenwärtige in Wien placirt sein wird) seine Mission darin erkennen, für seine Schüler zu leben, und selbst die Kunst üben d, ihnen ein Vorbild zu sein. Bis jetzt hat die Akademie fast nur ein Bild von der Staffelei des Lehrers begeistert. Ein Columbus, das ist in der That etwas zu wenig für einen Zeitraum von

neun Jahren, deren sechs Kolumbus brauchte, um zur Welt zu kommen, die übrigen verbrachte er auf seinen Wanderungen in Deutschland.

Man bezeichnet Schwind aus München, einen gebornen Oestreicher, als muthmaßlich nächsten Director unsrer Akademie; er dürfte allen Parteien herzlich willkommen sein, selbst den Ultrationalen, denn er lebt ein Künstlerleben unter Künstlern, fühlt sich in diesen Kreisen wohl, wird nicht in den Salons, und in den Forsten des Hochadels seinen besten Genuß suchen, und über diesem Suchen Vertrauen und Liebe seiner Schüler und den Einfluß auf sie verlieren, er wird nicht in leidiger Cameraderie das Talent nach politischer Wage taxiren und nach dem Gradmesser serviler Deferenz veranschlagen.

Auf dem Gebiete der dramatischen Kunst hat das Publikum so ziemlich alles verloren, der Director allein hat vielleicht gewonnen.

Unser Theaterdirector hat einiges mit Louis Bonaparte gemein, das stets wachsende Dotationsverlangen, dann das Memento mori des Jahres 1852, welches seiner Herrschaft ein Ende machen soll, und das Intriguenspiel, um sich die Fortdauer seiner Herrschaft zu sichern. Im Jahre 1848 verstand der Director, wie die meisten andern, die sehr schlechte Zeit zu benutzen, große Gagenreductionen und Theatergesetze wahrhaft draconischer Natur einzuführen, den armen Schauspielern blieb nichts übrig, sie mußten das harte Joch auf den Nacken nehmen; die Abonnenten wurden angegangen, dem bedrängten Director unter die Arme zu greifen, und auf einen Theil der im Jahre 1848 retardirten Vorstellungen zu verzichten; sie thaten es, der Sturm ging vorüber, die Theaterbesuche wurden frequent, die Kasse prosperirte, die Schauspieler aber prosperirten nicht mit, und eben so wenig die Genüsse der Abonnenten. — Eine Arena wurde gebaut in einem Biergarten außer der Stadt, und dort die schöne Kunst garstig herabgewürdigt. Vor dem hiertrinkenden, tabackrauchenden Publikum mußten die besten Kräfte der Anstalt sich abnützen, und die leidige Czechomanie wurde als Vorwand benützt, um die Bewilligung, ja sogar die ständische Subvention des Arenabaues zu erlangen. Für die Arena wurden schwache Subjekte engagirt, die nun dem Publikum auch im ständischen Theater vorgeführt werden, während die Arena eingeschneiet ist.

Bei aller Strenge der Theatergesetze ist deßhalb die Mannschaft der Bühnenwelt in stets meuterischer Stimmung gegen den Director, dessen Aussprüche und Ukase von der Intendanz artig sanktionirt werden. Einem solchem Ukase ist die Sängerin Großer zum Opfer gefallen; die treffliche Fehringer, des langen Haders müde, hat gekündigt, und verläßt die Bühne.

Wiener Blätter haben dem hiesigen Publikum vorgeworfen, es habe keinen Geschmack, da es Meyerbeer's Propheten nicht goutire; wir haben aber den Propheten vorerst gewissermaßen nur gesehen, aber nicht gehört. Auch der herrliche Sonnenaufgang, welcher dem Mechanikus gelang, hat die Defecte der Darstellung nicht ersetzen können; wir sahen in herrlicher Sonnenbeleuchtung, daß wir nichts zu hören bekamen. Ein schwachbesetztes, überdem indisciplinirtes Orchester, ein schwacher Chor, wie er uns zu den erhöhten Preisen geboten ward, konnte nicht zur Bewunderung hinreißen.

Als in den letzten Tagen der Director die Verlängerung seines Unternehmungskontraktes, so wie Erhöhung der Eintrittspreise von dem böhmischen Landesausschusse verlangte, sprach sich deßhalb die öffentliche Stimmung entschieden gegen den Theaterunternehmer aus, und die gesammte Journalistik, soviel von dieser noch übrig geblieben

ist, schrie im Chorus gegen ihn. Das Publikum sah dem Tage der Entscheidung gespannt entgegen. Diesmal hatte sich der Ausschuss mit einigen Herren des Hochadels verstärkt, deren Familien der Besitz einiger Theaterlogen seit Erbauung des Theaters erbeigenthümlich zusteht, so daß sie von den Logen Gebrauch machen, ohne jemals ein Eintrittsgeld zahlen zu müssen. Gerade diese Herren haben sonderbarer Weise mitabzustimmen über die Frage, zu welchen Preisen künftig das Publikum sein aus Landesfond subventionirtes Theater besuchen soll; allerdings eine Anomalie besonderer Art! Durch den Takt der Majorität der Versammlung und die Umsicht des Ausschusspräsidenten Grafen Witrowsky, welcher die Debatte leitete, wurde das Verlangen des zeitherigen Dirigenten um Verlängerung des Contractes abgelehnt, und die Ausschreibung eines Concursees für befähigte Bewerber beschlossen. Für die Verlängerung stimmten bloß der Herr Intendant und zwei Landesprälaten als Mitglieder des Ausschusses, dem sie, obwohl die Landstände durch die Verfassung aufgehoben sind, in Repräsentation des geistlichen Standes noch immer beisitzen. Daß die beiden Landesprälaten in dieser ganz besonders säcularen Angelegenheit etwas Apartes durchsetzen wollten, war in der Ordnung. Wie es heißt, soll der Intendant entschlossen sein, sein Amt niederzulegen, falls die Direktion anderen Händen anvertraut werden sollte; für das Publikum kein Verlust.

E. K.

Treiben der Somnambulen in Paris. Die Pariser medicinische Zeitung klagt und spottet über die neue Manie, welche die nervenschwachen Pariser befallen hat. — Niemals war der Eifer der Magnetiseurs in Paris feuriger und das Publicum gefälliger als jetzt. Man würde sich wundern, wenn wir ein Verzeichniß der Bücher und Broschüren liefern wollten, welche im Lauf eines Jahres über diesen Gegenstand erschienen. Seit 1850 erscheint sogar eine besondere Wochenschrift für den Mesmerismus, herausgegeben von Ad. Didier „mesmerisirtem Somnambulen,“ also vermuthlich im Schlafe geschrieben. Die industrielle Seite dieses Geschäftszweigs gedeiht nicht weniger, als die buchhändlerische. Die Magnetiseurs sind klüger als man geglaubt; sie lassen alle Gelehrten, alle Academien und Aerzte, links liegen, da sie mit diesen nur ihre Zeit über Blamagen und Prüfungen der Sache verlieren würden. Sie halten sich lieber an das Publikum, das so gutmüthig und so zahlreich ist, das keine indiscreten Fragen stellt, sondern nur bewundert und bezahlt. Die Ausbeutung der Sache ist so großartig, daß unter allen Industriezweigen der thierische Magnetismus eine der besten Erwerbsquellen für die öffentlichen Annoncen ist. Kurz der Magnetismus ist, so zu sagen, gänzlich in unsre Sitten eingebürgert; er ist ein bedeutendes und gewöhnliches Element der Geschäfte und Beziehungen in unserm Leben geworden. Man hat jetzt ebenso oft mit einer Somnambule zu thun, wie mit einem Arzt oder Anwalt, und es wäre nicht unmöglich, daß diese beiden Berufswege dem sibyllinischen Gewerbe ganz weichen müßten. Das Letztere greift sogar in den Bereich der öffentlichen Autoritäten und Obrigkeiten über. Bist du krank? laß die Medicin der Aerzte bei Seite! Das ist so veraltet, und es ist ja bekannt, daß die Aerzte nichts wissen! Geh zu der Somnambule des nächsten Gäßchens, welche (laut Zeitungs-Annonce) regelmäßig alle Tage von 10 bis 4 Uhr schläft und so ihre Praxis abwartet. Sie wird deinen Fall schneller durchschauen, als der beste Doctor bei offenen Augen. — Wurdest Du bestohlen und willst Du wissen, wo der Dieb und das gestohlene Gut zu finden sind? Du brauchst

den Polizeicommissär oder die Argusse des Herrn Polizeipräsidenten nicht zu bemühen, — gute Leute, welche nur das sehen, was man ihnen zeigt, und nur soviel wissen, als man ihnen sagt. Geh zur Somnambule: sie nennt Dir den Dieb, den Ort, die Umstände der That und deren Folgen. Wir haben schon oft daran gedacht, daß einige wohldressirte Somnambulen hinreichen würden, um den Sicherheitsdienst der Hauptstadt eben so schnell als unfehlbar zu machen; ein Polizeipräsident, der zuerst diese neue Bahn beträte, müßte für immer berühmt und gesegnet werden. „Es gibt eine Menge guter Dinge in der Welt, aber man muß sie zu gebrauchen verstehn,“ sagt ein berühmter Philosoph. — Bist Du in Sorge um einen fernen Freund oder Verwandten, der etwa in Cayenne oder Neuseeland oder Spitzbergen reist? Die Land- und Seepost hilft Dir hier nicht viel und der electriche Telegraph ist dorthin noch nicht aufgestellt. Geh nur zur Somnambule; sie sagt Dir, wo die fragliche Person ist, was sie treibt und gibt Dir die Scene im magischen Spiegel anzuschauen, wie in der alten Oper Zemire und Azor. Es ist Schade, daß die Somnambulen noch nicht verstehen, die zweite Aufgabe einer guten Post zu erfüllen, nämlich unsre Nachrichten in die Ferne zu befördern. Diese Lücke muß der Magnetismus noch ausfüllen.

Einen großen Fortschritt hat der thierische Magnetismus gemacht, indem Herr B. ein magnetisches Fluidum in der Schnecke entdeckt hat. (*Fluide escargotique*.) Dieses Schnecken-Fluidum hat vielleicht Verwandtschaft mit dem *odylischen* Fluidum, welches der Baron von Reichenbach in Deutschland bei seinen Somnambulen entdeckt hat. Vielleicht bilden beide zusammen eine Einheit, wie Galvanismus, Electricität und Magnetismus.

Ein glücklicher Gedanke war es, den Somnambulismus zu einem Schauspiel zu machen. Es gibt jetzt keine gesellschaftlichen Vergnügungen größerer Art, wo nicht eine Somnambule figuriren müßte. Man liest auf den Einladungskarten, anstatt „es wird getanzt,“ jetzt „es wird eine magnetische Sitzung stattfinden.“ Auf den öffentlichen Plätzen, bei Jahrmärkten und Volksfesten, macht der Somnambulismus seine Kunststückchen neben dem Puppentheater und dem klugen Hunde. In Paris hat er seinen regelmäßigen Platz auf den Bühnen, und steht auf den Komödientzetteln als Zwischenpiel.

Freilich werden diese Erfolge und Triumphe durch allerlei Unannehmlichkeiten getrübt. Der Spott der Ungläubigen, die ernstesten Angriffe der Wissenschaft würden noch zu ertragen sein. Aber die Staatsanwälte machen eine fatale Anwendung der §§. 405, 479 bis 481 des Criminalgesetzbuches, gegen Betrügerei, gewerbsmäßige Wahrsagerei und Traumdeuterei, so wie gegen unerlaubte ärztliche Praxis, mit der unangenehmen Hindeutung auf Gefängniß, Geld- und andre Strafen. Diese §§., auf einem gestempelten Zettel durch Gerichtsdienner überreicht, verursachen den Somnambulen und Magnetiseurs ein eisiges Grauen. In einer einzigen Gerichtssitzung sind 10 bis 12 verurtheilt worden. — Indeß gibt es auch hier mitleidige Seelen, welche die Bertheidigung der Künstler übernehmen und alle Gönner der Sache aufgefordert haben, dieser „Unterdrückung,“ Widerstand zu leisten. Einer derselben gibt folgende Schilderung von den Fähigkeiten, Eigenschaften und Kräften einer Somnambule, welche er die *moderne Sibylle* nennt, und welche nebenbei seine Gattin ist.

1. Als Arzt heilt sie alle neuen und alten, hitzigen und langwierigen, gewöhnlichen und außergewöhnlichen, körperlichen und geistigen Krankheiten, und zwar, nach eigener Wahl des Kranken, entweder durch gewöhnliche Medicin oder durch Homöopathie oder

durch Magnetismus. 2. Als Seherin verkündet sie den Stand eines Geschäftes, eines Processes, einer Reise, Intrigue, Unternehmung, Erbschaft, Heirathsangelegenheit u. s. w. 3. Als Diplomatin unterrichtet sie den Fragenden über die Gesinnungen, Gefühle, Charakterzüge, Sitten, Körperbeschaffenheit, Fähigkeiten, Vermögensumstände &c. von jeder beliebigen Person, mit welcher man zu thun hat. 4. Als Pythia erklärt sie Träume und Erscheinungen. 5. Als eigentliche Somnambule sieht und hört sie in jede Entfernung, durch Zeit und Ort, hinaus. 6. Als Prophetin kennt sie keine Schranke des Raumes oder der Zeit. Sie prophezeit alle Arten von Thatsachen, physische, moralische, politische, ökonomische, &c., das Steigen und Fallen der Börsencurse insbesondere. 7. Endlich als schlichte Sterbliche, verbindet sie mit einer trefflichen Haltung eine elegante und gewandte Sprache, eine seltne Intelligenz und eine löbliche Bescheidenheit.

Nach dieser Beschreibung steht Jedermann, wie unpassend das Benehmen des Staatsanwaltes war, ein solches überirdisches Wesen auf die Bänke der Strafpolizei setzen zu lassen.

Doch, trotz dieser Verfolgungen, können wir der Beruhigung Raum geben, daß die Kundschaft der modernen Sibylle dadurch nur gewonnen hat und ihr Cabinet nicht lange geschlossen bleiben wird. Zur Erbauung und Belehrung eines Jeden, welcher ihr sein Vertrauen schenken will, fügen wir hier die Bedingungen der Zulassung bei. Der gewöhnliche Preis einer Berathung ist 20, 30 und mehr Francs, bis 50 und mehr (also 1 oder mehrere Louisd'or's), je nachdem mehrere oder verwickelte oder zeitraubende Fragen gestellt werden. Das Gesuch um eine Berathung muß enthalten: 1. Ein Verzeichniß der beabsichtigten Fragen; 2. eine Haarlocke von der betreffenden Person; 3. Einzelheiten und Auskünfte, welche der Somnambule zur Leitung bei ihrer „Arbeit“ dienen können; 4. die Bezahlung in Form eines Postvorschusses oder einer Anweisung an einen Banquier zu Paris. NB. Jedes Gesuch, welches die Bedingung unter Nr. 4. nicht erfüllt, bleibt unberücksichtigt.

Elegante Ausgaben von Volksliedern. Bei Gustav Mayer, Leipzig 1851 erschien: Deutsche Volkslieder, gesammelt von Georg Scherer. Die Gesänge der Völker, lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel.

Die Namen der Herausgeber bürgen dafür, daß diese Sammlungen mit Urtheil und nach festem Plan zusammengestellt sind, und das ist eigentlich Alles, was das Publicum bei einer Auswahl verlangen kann, die unter so vielem Schönen das Schönste auszufinden hat, dem individuellen Geschmack des Herausgebers wird man bei solchen Anthologien immer viel vertrauen müssen. Die Ausstattung der Sammlungen zeigt, daß sie für unsere elegante Welt berechnet sind, die kleinen deutschen Lieder tragen ein sehr schönes Ballkleid, das von Gold und feiner Leinwand strahlt; und auch die größere Sammlung von Menzel erscheint in einem gentilen, anständigen Meisefracks, feiner Wäsche, — gutem Einband und sehr gutem Papier — so daß sie jedem exclusiven Büchergelehrten zum besonderen Schmuck gereichen werden. —

Scherer's deutsche Volkslieder werden durch Göthe's schöne Worte über das Volkslied eingeleitet, sie sind mit Kenntniß unserer älteren Sprache und der deutschen Mundarten zusammengestellt, und der Herausgeber sucht mit philologischer Genauigkeit

die echten Texte zu geben. Von dieser Genauigkeit macht er jungen Damen zu Liebe allerdings eine Ausnahme, indem er hier und da dem Zartgefühl der Leserinnen zu Liebe eine unzweideutige Redensart in gebildete Sprache umsetzt. Die Sammlung macht große Freude, viele Freunde aus Wald und Haide sitzen darin in lustiger guter Gesellschaft; für mich sind etwas zu viel alte Herren dabei, welche Bildung und Sprache des Mittelalters und des sechzehnten Jahrhunderts nicht verleugnen und unserer Zeit fremd sind. Gewiß waren sie zu ihrer Zeit nicht weniger schön, und sind es noch für den, der sie versteht, aber sie verlangen eine andere Behandlung, mehr System und größern Ernst des Lesers.

Die Sammlung von Wolfgang Menzel stellt sich die Aufgabe: echte und charakteristische Nationallieder der verschiedensten Völker wo möglich so zusammenzustellen, daß die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stil- und Darstellungsweisen, so wie andererseits das Gemeinsame der vielen Nationalitäten in der Sphäre des Schönen angenehm empfunden werde. Aus dem Bereich der „vornehmen und gelehrten“ Poesie hat der Herausgeber nur solche zugefügt, welche ihres volksthümlichen Inhalts und Tons wegen in das Volk gedrungen sind, er rechnet dazu z. B. das Lied nach Ulrich von Lichtenstein von Tietz: Nun schauet, wie des Maien Zeit Gezieret hat den grünen Wald; Schiller's: An der Quelle saß der Knabe; Goethe's: Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll; u. s. w. Das Ganze kündigt sich an als ungefähr nach dem Plane von Herder's Stimmen der Völker gesammelt; die Lieder sind nach ihrem Inhalt in vier große Abtheilungen vertheilt: Hymnen und Heldenlieder, Liebeslieder, Balladen und Romanzen, Freuden- und Trauerlieder; jede Abtheilung hat wieder ihre Unterabtheilungen. Der Inhalt ist natürlich sehr bunt und mannigfaltig, ein Capitel „Königslieder“ enthält z. B. An den Kaiser Augustus (Horaz IV. Od. 5. übersezt von Binder), Chinesische Kaiserlieder (aus dem Schiking, übs. v. Rückert); Loblieder auf den Schach von Persien (aus v. Hammers Duftkörnern), der Siegelring des Herrschers (aus dem Türkischen, Diwan von Bacti übers. von Hammer); Vive Henri quatre! (Altfranz. Nationallied), O Richard o mon roi! (aus Gretry's Oper Blondel), Oestreichische Nationalhymne; Preussisches Königslied; Russische Kaiserhymne. — Allerdings ist bei dieser Art Sammlung zuletzt mehr ein Genuß hübscher und merkwürdiger Lieder, als eine Darstellung des wirklich Charakteristischen der verschiedenen Nationalitäten beabsichtigt; denn die Uebersetzungen der Gedichte aus fremden Sprachen sind von sehr verschiedener Beschaffenheit, von treuer Uebersetzung bis zur selbständigen Schöpfung etwa mit Benutzung nationaler Motive und Klänge. Wollte man z. B. den Indianern in Peru (schon eine sehr unbestimmte Bezeichnung) Herders Gebet an die Regengöttin in ihre Sprache zurückübersetzen, sie würden schwerlich etwas davon als ihr Eigenthum wiedererkennen. Es gibt einen Grad der Sprachverschiedenheit, welcher das Uebersetzen lyrischer Ergüsse fast unmöglich macht, selbst wenn der Uebersetzer die nöthigen Sprachkenntnisse hätte. — So seien die beiden Sammlungen den gebildeten Freunden reiner Poesie bestens empfohlen.

Philipp August, König von Frankreich. Trauerspiel in 5 Akten. Berlin, bei Reimer 1851. Geschichte und Familienleben sind so reich an Trauerspielen und doch greifen die Dramatiker immer wieder zu verbrauchten Stoffen! Die Grenz-

boten brachten unlängst die Besprechung einer französischen und einer englischen Bearbeitung Philipp Augusts und seiner Agnes von Meran, wir knüpfen die Anzeige einer deutschen daran, der wir das Lob ertheilen müssen, daß sie sich neben ihren Mitbewerbern manches Vorzugs erfreut. Sie rührt aus der Feder einer Dame her, die in der höhern Berliner Gesellschaft lebt, es ist ein Erstlingswerk, aber mit Ernst und Fleiß gearbeitet. Die Verfasserin scheint zu den Frauen von gediegener Kraft zu gehören, welche das Schwerste am meisten lockt. Da sie selbst ihre Arbeit nur als Studie dem Publicum übergeben hat, so ist die Kritik in der glücklichen Lage, freundlich und aufmunternd sprechen zu können. Zur Beurtheilung dieses Talentcs werden die nächsten Dichtungen, welche die Verlagshandlung in Kurzem verheißt, Veranlassung geben. Zur Vergleichung mit der französischen und englischen Bearbeitung möge hier ein flüchtiger Abriß von dem Drama der deutschen Verfasserin Platz finden. Die glänzende Hochzeitsfeier Philipp Augusts mit Agnes von Meran eröffnet das Stück, alle Barone und Großen des Reichs umgeben ihn, und nehmen Theil an den Turnieren und Festtafeln, während sie eine Verschwörung zu seinem Sturze vorbereiten. Der Graf von Flandern, sein Jugendfreund und Vetter seiner ersten Gemahlin, wird durch den unzufriednen Adel ebenfalls zum Abfall überredet und gibt der Verschwörung gegen den König dadurch eine entscheidende Wendung. Agnes von Meran (historisch die dritte Gemahlin Philipp Augusts) wird als die Jugendgeliebte des Grafen von Flandern dargestellt, er glaubt sie treulos und den König, seinen Jugendfreund, hält er gleichfalls für einen Verräther an Liebe und Freundschaft, der sich hinterlistig das Herz der Geliebten seines Freundes gewonnen. Das sich schwärmerisch liebende Ehepaar, der König und Agnes ahnt nichts von diesem Mißverständniß und ist sich keiner Schuld bewußt gegen den Grafen von Flandern, dessen Abfall den König tief schmerzt. Die Lage des Lektern wird gefährlicher, nicht nur seine aufständischen Vasallen trachten darnach die wachsende Macht seiner Monarchie und die Unterordnung des Adels zu hemmen, auch der Papst bedroht ihn mit dem Bannfluch, weil er seine (zweite) Gemahlin, die dänische Prinzessin Ingeberg verstoßen und sich ohne Dispens mit Agnes von Meran vermählt hat. Philipp August trotzt kühn den Gefahren und den Drohungen des Papstes, er will mit einem schwachen Heere der Kriegsmacht seiner Vasallen begegnen. Seine Agnes glaubt, er müsse im ungleichen Kampfe unterliegen, sie hat durch ihre alte Amme erfahren, welcher Groß und ungerechte Verdacht den Grafen von Flandern zum Gegner des Königs macht, sie faßt den Entschluß ins Lager zu gehen und selbst dem Jugendfreunde die Wahrheit zu hinterbringen. Der Graf von Flandern ist tief gerührt von diesem Schritt, ihre Schönheit übt die alte Macht über ihn, er sinkt vor ihr nieder und geht zum Heere Philipp Augusts über. Dadurch entscheidet sich die Schlacht zu dessen Gunsten. In der Sorge um den Gemahl ist Agnes mittlerweile den Einflüssen des Cardinal-Legat zugänglicher geworden, er schlägt ihr vor, das einzige Mittel, des Himmels und des Papstes Segen zu ihrer unkirchlichen Verbindung zu erlangen, sei eine kurze Trennung und ein Aufenthalt im Kloster. Er verspricht ihr für diesen Gehorsam den Dispens und die Gültigkeit ihrer Ehe. Agnes willigt ein, betritt aber mit trüber Ahnung das düstre Kloster. Die Abtissin desselben hat früher ein Sündenleben geführt und ist aus Neue fanatisch fromm und momentan wahnsinnig geworden. Sie erhält aus Rom die geheime Weisung um vollen Ablass zu erreichen, müsse sie Agnes von Meran aus dem Wege schaffen. In einem Anfall von Wahnsinn mischt sie für dieselbe Gift in den Morgentrank und nachdem ihr Opfer getrunken, überläßt sie sich den Ausbrüchen wilder Verzweiflung und eines doppelt geängstigten Gewissens. Philipp August und der Graf von Flandern kommen als frohe Sieger in dem Kloster an, als Agnes den Geist aufgibt.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Druck von **C. C. Elbert**.